

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1953-1954)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHEAU

ALLZU KONTINENTALE KRITIK AN ENGLAND

Zu Ludwig Borinskis Studie: «Englischer Geist in der Geschichte seiner Prosa»

In einem nur 253 Seiten umfassenden Band der Kleinen Herder-Bücherei hat es Ludwig Borinski unternommen, einen Stilkritik mit Kulturkritik verbindenden Essay über die Geschichte der englischen Prosa zu veröffentlichen¹. Es ist nicht ganz leicht auszumachen, an was für einen Leserkreis sich dieses auf eine umfassende Belesenheit des Autors gegründete Buch wendet, denn bei einem nicht spezialisierten Leser setzt es reichlich viel voraus, dem Anglisten dagegen bleibt es allzuoft die lückenlosen und schlüssigen Beweisführungen, aber auch den Anschluß an die Forschung schuldig. Das ist einer der Nachteile dieses Werkes eines scharfsichtigen, aber einseitigen Beobachters und eines klugen, aber eigenwilligen Interpreten. Für den sachkundigen und kritisch eingestellten Leser sind die Hauptthesen Borinskis ebenso anregend wie einige der reichlich über seine Seiten verstreuten Geistesblitze und verblüffenden Nebenbemerkungen, die in ihrer Gesamtheit allerdings für den Unberufenen zu einem Arsenal antienglischer Vorurteile werden könnten.

Nachdem Eliot und andere englische Kritiker wirkungsvoll für die Dichtkunst der Aera Drydens und Popes eingetreten sind, versucht Borinski, die Prosa der gleichen Epoche in den Mittelpunkt seiner Darstellung zu rücken und sie mit ihrer umgangssprachlichen Eleganz, ihrer Klarheit und Brillanz, ihrer Ideen- und Tatsachenverbundenheit und mit ihrem Witz als reifstes, als klassisches Produkt des englischen Geistes zu preisen, aber auch als Ausdruck einer Periode, in welcher England der Ausbildung einer vollkommenen europäischen Kultur näherkam als in irgendeiner anderen. Die Hochwertung der Restaurationszeit und des augusteischen Zeitalters entspricht einer Reihe von Ueberzeugungen und Sympathien des Autors. Er erweist sich als einer der modernen Gegner der Romantik, wenn er dem Intellekt, dem «trennscharfen» Verstand, die Herrschaft unter den menschlichen Geisteskräften zuerkennt, die nicht ohne schlimme Folgen vom Gefühl und von der Phantasie usurpiert werden kann. Er hat die Tendenz, das Bild einer christlich-humanistischen Hochkultur, das ihm seine kritischen Maßstäbe gibt, im Bereich des Katholizismus, aber auch des Hofes und der Aristokratie zu suchen: nicht vergeblich preist er in einem seiner überraschenden «asides» Spanien als «die Heimat des modernen Charakterporträts, des neueren Katholizismus, des modernen Großstaates und des modernen Völkerrechts, ja sogar des modernen Stils des gesellschaftlichen Lebens und der weiblichen Durchdringung der Kultur» (S. 36) und ordnet er dieser Hochkultur außer der Blüte des Prosastils höchstens noch eine solche der Architektur und der Musik zu. So liegt denn das europäische Zentrum für diesen Kritiker im spanisch-französischen Raum; von dort aus blickt er nach den britischen Inseln, die ihm eigentlich fremd geblieben sind, obwohl er ihre Literatur und

¹ Englischer Geist in der Geschichte seiner Prosa, Verlag Herder, Freiburg i. Br.

ihr Leben sehr gut kennt. Für die englische Entwicklung so wichtige Erscheinungen wie der Anglikanismus, der Puritanismus, das Bürgertum, das ohne geschriebene Verfassung funktionierende Staatsleben, wie die Tendenz zur insularen Absonderung haben wenig mit seinem Ideal einer Hochkultur zu tun. Zwischen der Vorherrschaft des puritanisch-bürgerlichen Geistes und derjenigen von Gefühl und Phantasie in der Kunst werden überraschende Beziehungen postuliert. Im besonderen wird diesem mittleren Kulturreben die Schärfung des lyrischen und des malerischen Sinnes, die Freude an allen Arten der stoffhäufenden Epik zugeschrieben.

Aus dieser Haltung heraus zeichnet Borinski für die englische Prosa eine Entwicklungslinie, die mit der schöpferischen Tat König Alfreds auf beträchtlicher Höhe beginnt, in den Schriften der Morus-Generation wieder deutlich sichtbar wird und dann in der Sphäre der puritanisch-bürgerlichen Literatur durch die Jahrhunderte fortläuft bis zur völligen Auflösung, die in unserem Jahrhundert erfolgt sein soll. Diese Linie der mittleren Prosa wird überhöht und zeitweilig wesentlich beeinflußt von einer zweiten, die bei Lyly und Sidney einsetzt, über Bacon zur klassischen Prosa der Generationen um Dryden und Swift führt und sich dann im späteren 18. Jahrhundert bei Dr. Johnson abwärts zu neigen beginnt. Ob es allerdings sehr nützlich ist, die «Abflachung» der klassischen Kultur, die an den stilistischen, aber auch an den gesellschaftlichen Erscheinungen festgestellt wird, damit zu erklären, «daß das Zentrum der menschlichen Person allmählich schwächer wird» (S. 94). daß die «höheren inneren Kräfte der menschlichen Person» (S. 95) erlahmen oder daß der Klassizismus sich loslässt vom «schöpferischen Kern der Persönlichkeit» (S. 120), das bleibe dahingestellt.

Zu Bedenken gibt die Art Anlaß, wie der Gebrauch der Metapher zu einem Kennzeichen der klassischen Prosa gemacht wird. Das geschieht dadurch, daß die «charakteristisch englische Kunst der Metapher» viel zu eng definiert wird als «eine Form des intellektuellen Brillierens durch die überraschende Verbindung des Fernliegenden» (S. 17).

Es ist fesselnd zu verfolgen, wie der Verfasser bei der Schilderung der stilistischen Entwicklung immer wieder geistes- und kulturgeschichtliche Entsprechungen sucht und findet, wobei er die Wichtigkeit der katholisch-humanistischen Zeit vor 1535 und natürlich der «klassischen» Periode um 1700 stark unterstreicht. Dabei hat er ein leichtes Spiel, da er seine Perioden ja nur von der Prosa aus wertet und die Dichtung durchaus im Hintergrund läßt. Der Verfasser eines entsprechenden Bandes über den englischen Geist in der Geschichte seines Dramas könnte niemals die Shakespearezeit als provinziell-bürgerlich begönnen, wie es hier geschieht; er dürfte die Restaurationstragödien nicht einfach als «Kitschdramatik» unter den Tisch wischen, sondern er müßte diese Dokumente ernst nehmen und seinem Bild der Restauration einige eher klägliche Züge beifügen, die Borinskis Retuschierkunst beseitigt hat. So umfassende Periodenurteile, wie der Verfasser sie versucht, können nicht allein auf Grund einer Untersuchung der Prosa gefällt werden.

Es ist nun nicht so, daß das System von Aufstieg und Abstieg, das Borinski sich zurechtgelegt hat, auf die Behandlung der Einzelerscheinungen notwendigerweise einen Zwang ausübt: eine ganze Reihe von Autoren findet eine treffende Würdigung, gleichgültig, ob sie den hohen oder den mittleren Stil gepflegt haben. Das gilt von König Alfred, mit dessen Stil Borinski auf Grund einer früheren Studie vertraut ist. Einige Behauptungen über die Nachwirkung der Prosa Alfreds über die Jahrhunderte hinweg bedürfen aller-

dings der genaueren Begründung. Es gilt von der Bibelübersetzung, von Lord Bacon, von Swift, von Jane Austen und anderen, nicht aber von Robert Burton und Sir Thomas Browne und den meisten Romanciers unseres Jahrhunderts, die so negativ bewertet werden, daß ihre Eigenart nicht mehr deutlich in Erscheinung tritt. Es gilt auch nicht von Daniel Defoe, der, obgleich bürgerlicher Puritaner, eine allzu positive Bewertung findet. Er wird als «der vielleicht größte Meister der *Erzählung*» gepriesen (S. 60) und mehrfach als Kronzeuge für die Haltung eines Schriftstellers der klassischen Zeit angeführt. Dabei wird er freigebig mit Tugenden begabt, die er in Wirklichkeit nicht besessen hat. Kein Defoe-Kenner kann der Meinung sein, er sei «bemerkenswert frei von der Heuchelei und moralischen Verlogenheit seiner Kreise in späteren Zeiten» (70); was auf S. 77 über die Frömmigkeit seines Zeitalters ausgesagt wird, verrät wenig Verständnis für die schwierige Lage jener Menschen zwischen Gottes- und Vernunftglauben. Das gleiche muß von der erstaunlichen Bereitwilligkeit gesagt werden, mit der das religiöse Erleben der Helden Defoes und die Bekehrungen, die sie auf den allerletzten Seiten seiner langen pikaresken Romane durchmachen, für bare Münze genommen werden. Neu und sehr des Beweises bedürftig ist die Behauptung, Defoe habe eine erstaunliche Meisterschaft in der Gestaltung des weiblichen Seelenlebens besessen (S. 93). Es scheint, daß das Bedürfnis, an der «klassischen» Periode so viele Vollkommenheiten zu entdecken wie nur möglich, Borinski zu dieser unkritischen Darstellung Defoes verführt hat.

Im übrigen ist der bürgerliche Kulturbereich, dem Defoe entstammte, nicht in Gefahr, von Borinski überschätzt zu werden. Ohne je eine wirklich zureichende Klärung und Definition zu finden, erscheint der Begriff des Bürgerlichen oft im Zusammenhang mit dem Zweitrangigen und mit dem Zeichen des Verfalls der Hochkultur. Er spielt bei der Charakteristik des 16. Jahrhunderts eine übermäßige Rolle. Später lesen wir, daß so verschiedenartige Erscheinungen, wie die Neigung zur Formlosigkeit, der Mangel an plastischem Sinn, jene Freude am rein Stofflichen in Epos und Erzählung, die einer geringeren intellektuellen Energie entspricht (Spenser, Milton und Bunyan werden in diesem Zusammenhang genannt), der Rückzug aus der öffentlichen Sphäre in die persönliche und private, der Hang zur Ehescheidung, zu jener verdorbenen Scheinmoral, die in «Pamela» vorherrscht, alle zur einen oder anderen Zeit charakteristisch bürgerlich gewesen sein sollen. Der Autor übersieht, daß die genau entgegengesetzten Erscheinungen fast ausnahmslos zu anderen Zeiten ebenso charakteristisch bürgerlich gewesen sind. Er zeigt eben überall mehr Sinn für die Schwächen der bürgerlichen Perioden als für ihre kulturschaffenden Kräfte.

Halbwahrheiten sind bekanntlich schädlicher als Irrtümer. Sie finden sich in diesem Buch besonders zahlreich an den Stellen, wo der Verfasser allgemeine Urteile fällt über das Wesen der Engländer und ihrer Literatur oder über bestimmte geschichtliche Zustände in England. Diese Urteile haben viel öfter einen negativen Beigeschmack als einen positiven und werden, je mehr sich die Darstellung der Gegenwart nähert, immer schiefer. Wir denken dabei an so abrupte Behauptungen wie diejenige über «die Psychologie der *Selbstsucht* und des Dünkels» als Hauptstärke der klassischen englischen Literatur (S. 12). Sie wird schon in der *Utopie* des Thomas Morus entdeckt. Im Vorbeigehen akzeptiert Borinski hier die diskreditierte These, der Stil der englischen auswärtigen Politik sei bei Morus schon bis in die letzten Einzelheiten hinein entwickelt gewesen. Wir denken an die Feststellung, der Zug zur Sprachkünstelei sei «dem Engländer» angeboren, was mit der ihm eigenen

nervösen Verkrampfung zusammenhänge (S. 29 f.), an die hochmütige Art, wie die wissenschaftlich-fachliche Kultur Englands unter diejenige des Kontinents gestellt wird (S. 54), an die freundliche Bemerkung über die hausbackene Welt des 19. Jahrhunderts, in welcher sich «der Engländer mit seiner Richtung aufs Praktische» recht eigentlich in seinem Element gefühlt habe (S. 143). Ganz besonders aber denken wir an die einseitige Betrachtung des öffentlichen Lebens in England. Mit Staunen nimmt da ein durch und durch kontinentaler Beobachter wahr, wie wenig dicht die Sphären der Wissenschaft, der Kultur und der Politik gegenüber dem Privatleben des Einzelnen abgeschlossen sind. Er sieht, wie die Ideen der besten Köpfe schon vor der endgültigen Formulierung im Bewußtsein der Gemeinschaft vorhanden sind, wie jeder Bürger als Amateur auch Kulturträger und Politiker ist, so daß das öffentliche Leben als Weiterführung des Privaten in anderen Dimensionen erscheint. Borinski vermag das ungemein Gesunde an diesen Verhältnissen nicht zu fassen. Er vermißt systematische Lösungen und Schranken. Er erklärt, der Kontinentale sei dem Engländer in der konstruktiven Gestaltung des Staatslebens überlegen: «Allein in Frankreich seit der großen Revolution und zeitweilig und in Ansätzen in Deutschland hat man die Hauptprobleme des staatlichen Lebens und der Gesellschaftsstruktur wirklich gemeistert» (S. 54). Das englische Leben scheint ihm dagegen halbanarchisch; deshalb findet er die Engländer besonders begabt für das Verständnis der anarchischen Gebiete der Geschichte und der internationalen Politik. So spricht er zwar von den Quellen der Vitalität und der Regenerationsfähigkeit des englischen Volkes, aber er versteht sie nicht.

Von der Entwicklung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hat er fast nur Schlechtes zu sagen. Der moderne Staat sei in England überhaupt nicht zur Ausbildung gekommen (S. 70), Halbanarchie, Revolution der Reichen gegen die Armen und gegen den Staat, Klassengesellschaft! sind einige seiner Schlagworte. Von der alten, charakteristisch englischen Durchlässigkeit der Klassenschranken, vom modernen Abbau der Klassengesellschaft lesen wir nichts. Vom früheren 20. Jahrhundert wird erklärt, die «offizielle» Klasse sei «in England weitgehend mit dem Adel identisch» (S. 216)! Weiter versteigt sich Borinski zur Behauptung: «Das Hauptunheil unserer Welt ist die Ahnungslosigkeit des Auslands über die Mentalität und Struktur der englischen offiziellen Klasse» (S. 179). Bei der Besprechung von Aldous Huxleys Groteskutopie *Brave New World* verzichtet er auf eine gehörige Unterscheidung zwischen den darin geschilderten Zuständen und der Wirklichkeit Englands und behauptet, historische Schuld vom Kontinent wegschiebend, schlankweg: «Was wir auf dem Kontinent nach 1930 an «Propaganda» erlebt haben, ist nur ein kruder und dilettantischer Versuch der Nachahmung derartiger angelsächsischer Methoden» (S. 213). Bedenkt man, daß es nach der Lektüre des letzten Kapitels dieses Buches völlig unfaßlich erscheint, daß England zwischen 1940 und 1945 die Energie und die sittliche Kraft hatte, den Angriff Hitlers abzuwehren und zur Rettung Europas vor der hitlerischen Form der Tyrannie das Entscheidende beizutragen, ja, daß diese Tatsache für den Autor überhaupt nicht zu existieren scheint, so kann man leicht den Rest von Geduld verlieren. Das gleiche gilt von der eigen-tümlichen Diagnose der Kriegsfolgen von 1945, nach welcher jenes Jahr die Niederlage Europas, aber innerhalb des Erdteils den Sieg der deutschen Tradition gebracht haben soll (S. 218). Jedenfalls erscheint es uns sehr fraglich, ob dieses Buch geeignet sei, das Englandverständnis der Nachkriegsdeutschen zu klären oder gar zu vertiefen.

Rudolf Stamm

Mit Fritz Güttingers hervorragender Uebersetzung von Boswells «The Life of Samuel Johnson» wird dem deutschsprachigen Leser ein Werk zugänglich gemacht, das der Engländer, um dessen Wert und Hochschätzung auszudrücken, bedenkenlos neben Shakespeare zu stellen pflegt. Daß diese Lebensbeschreibung als eine der besten Biographien der Weltliteratur gilt, hat verschiedene Gründe. Fritz Güttinger, der zu seiner, auf die wesentlichsten und schönsten Teile sich beschränkenden Ausgabe eine äußerst lebendige und alle einschlägigen Fragen beantwortende Einleitung geschrieben hat, versucht dem Geheimnis der wunderbaren Wirkung dieses Werkes, das weder Dichtung noch eigentliche Interpretation, sondern in des Wortes integrierendstem Verstande *Biographie* ist, von allen in Betracht fallenden Seiten her auf die Spur zu kommen. Einmal ist es der Gegenstand selber, Dr. Samuel Johnson (1709—1784), von den Engländern kurz Dr. Johnson genannt, der als eines der bedeutendsten und verehrtesten Originale der englischen Geistesgeschichte eine unvergängliche Anziehungskraft auszuüben vermag. Nach ihm wird eine ganze englische Literaturperiode, da er sie so sehr beherrschte, «Das Zeitalter Johnsons» oder die «Johnsonzeit», genannt. Dabei war es viel mehr die Stärke seines Charakters, das eindrucksvolle Wesen seiner Persönlichkeit und seine unanfechtbare mutige moralische Haltung, was seiner Erscheinung unsterbliche Geltung verschaffte als die Güte seines eigentlichen literarischen Werkes; obgleich auch dieses zu seiner Zeit (besonders die «Lebensbeschreibungen der englischen Dichter», der lehrhafte Roman «Rasselas» [auf welchen Goethe Eckermann aufmerksam machte], die formell bestechenden Gedichte «London» usw. seine Bedeutung hatte. Von unvergänglichem Wert ist aber Johnsons originelles Wörterbuch der englischen Sprache «Dictionary of the English Language», in dem das unermessliche Wissen des großen Mannes zu freier Entfaltung und über die Zeiten hinweg anregender Geltung kam. Johnson als Essayist, als Satiriker, als Schöpfer fortlebender Bonmots, als stolzer, seines geistigen Standes sich bewußter Kopf — er war der erste, das Mäzenatentum verachtende, unabhängige Schriftsteller — und als machtvolle Gesamtpersönlichkeit vereinigte auf sich alle Voraussetzungen zu einem das Geistesleben und geistige Freiheitsstreben einer Nation repräsentierenden und symbolisierenden Mythus. Die englische Literatur kommt von der magischen Wirkung Dr. Johnsons nicht los. G. B. Shaw spricht einmal, wie Fritz Güttinger mitteilt, «von dem Teufelskult, der mit Dr. Johnson getrieben werde». Bis ins einfachste Volk hinaus verästelt, lebt sein geistiger Schimmer auch heute weiter. Johnsons dichterische Leistung mag verbleichen: seine geistige Gestalt aber bleibt bestehen.

James Boswell (1740—1795), der Freund und Bewunderer, hat Johnsons Leben auf kongeniale Art und Weise beschrieben. Er gibt in seiner Darstellung Johnsons weder eine Deutung noch Analyse der bei aller Offenheit geheimnismittleren Persönlichkeit; was er gibt, das ist der Freund, wie er sich ihm und der Mitwelt in seiner barocken Originalität darbietet. «Drei Dinge in einem», sagt Güttinger, «haben Boswells „Johnson“ zu einem Buch ganz eigener Art gemacht: sein mangelhafter Sinn für literarische Würde, sein Gefühl für Sprache als Handlung und vor allem die unbedenkliche Ver-

¹ James Boswell: Dr. Samuel Johnson. Leben und Meinungen, mit dem Tagebuch einer Reise nach den Hebriden. Uebersetzt und herausgegeben von Fritz Güttinger. Mit 53 Abbildungen. Manesse Bibliothek der Weltliteratur, Manesse Verlag.

wendung von Tagebuchaufzeichnungen.» Güttinger spricht von 40 bis 50 Bänden, auf welche die «Gesamtausgabe der Boswell-Papiere veranschlagt» werde. Das mag einen Eindruck vom bienenhaften Fleiß dieses Journalisten, Literaten und großen Tagebuchschreibers geben. Seine Wachheit und Lebendigkeit; seine Gabe und seine Leidenschaft, jedes Erlebnis und Gespräch durch getreue Niederschrift der Vergänglichkeit zu entreißen, bilden die wesentlichen Voraussetzungen zu der erstaunlichen Leistung seiner Boswell-Biographie. Keine oder nur sehr spärlich eingestreute Reflexionen sind vorhanden: alles ist in lebendige, anschauliche Handlung verwandelt. Die zahllosen Gespräche erhalten durch ihren dialogisch-dramatischen Einbau in Szene und Milieu eine packende Lebendigkeit. So wird aus dem Leben eines bedeutenden Mannes, der geistiger Mittelpunkt einer Epoche war, ein Standardwerk Leben erhaltender und Leben fortzeugender Schreib- und Darstellungskunst. Der phänomenale Biograph lebt nicht außerhalb der Szene; er beherrscht sie als Horcher und Beobachter; er steht mitten drin, als Beteiligter, Kritiker, Korrektor, Verteidiger; nichts entgeht ihm, dem überall Anwesenden und doch nur sofern Aktiven, als er sich von der von ihm arrangierten oder angeregten Szene Beute für seine schriftstellerischen Absichten versprechen kann: Boswell sät und erntet ohne Unterlaß. Die Frucht seiner ernstesten und innigsten Bemühungen ist die große Johnson-Biographie, von der die geistige Welt Englands wie von ihren besten dichterischen Werken in alle Zukunft zehren wird; denn auch sie ist schöpferisches Gut.

Das der Biographie beigegebene «Tagebuch einer Reise nach den Hebriden mit Dr. Johnson» ist eine köstliche Ergänzung und Erweiterung dieses spannender als ein Roman geschriebenen Lebensbuches.

Die Leistung des Uebersetzers und Bearbeiters von Boswells Johnson-Biographie kann nicht genug gepriesen und verdankt werden. Ein Werk, das wie wenige seiner Art es wirklich verdient, «Weltliteratur» genannt zu werden, ist durch Fritz Güttinger in beglückender Form in unsre Hand gegeben.

Otto Basler

DER NEUE BROCKHAUS

Altum und Mittelalter haben in «Spiegeln», «Florilegiern» und «Summen» das Wissen ihrer Zeit enzyklopädisch einzufangen versucht. Den Gipfel solchen gelehrten Bemühens dürften ohne Zweifel zwei chinesische Lexika erreicht haben, die aus 10 000 und 22 000 Büchern bestehen sollen. Als in der Aufklärungszeit der Bildungstrieb in die Breite wuchs, und auch der Laie das Bedürfnis empfand, über Gebiete Bescheid zu wissen, die früher nur eine Elite interessierten, entstanden jene allgemeinverständlichen Nachschlagewerke, die bei uns lange unter dem Namen Konversationslexikon segelten. Unter ihnen ist heute «der» Brockhaus das älteste und wohl auch größte Unternehmen auf deutschem Sprachgebiet. Mag er sich auch an Breite mit einem Mammutwerk wie der Encyclopedia Britannica nicht messen können, so steht doch Brockhaus eine Erfahrung von 150 Jahren zu Gebote, die zur Herausarbeitung eines vielfach richtunggebenden lexikologischen Stils geführt hat.

Eine Enzyklopädie ist, will sie mit der Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntnis Schritt halten, in vielen Einzelheiten raschem Altern unterworfen. Die fünfzehn Auflagen, auf die Brockhaus zurückblicken kann, ergäben, miteinander verglichen, ein Bild stetiger Erneuerung und Berichtigung des Stoffes, aber auch das einer Ausmerzung mit der Zeit belanglos gewordener

Begriffe und Personen. Die neueste, sechzehnte Auflage mußte überhaupt von Grund aus neu gestaltet werden, da Satz und Druckstücke ihrer Vorgänger im Krieg verlorengingen. Von den angekündigten 12 Bänden zu je 750 Seiten mit insgesamt 145 000 Stichwörtern, 30 000 Abbildungen, Karten, Plänen und 864 zum Teil farbigen Tafeln liegt der erste Band vor. Der Benutzer dieses Werkes wird die Fülle der Stichwörter, die gründliche Darlegung und Bild-dokumentation besonders des naturwissenschaftlichen Teils und das Streben nach Objektivität auf dem Gebiete der Geschichte gebührend anerkennen. Bei manchen geisteswissenschaftlichen Themen, zum Beispiel bei dem Begriff Barock, möchten wir den klareren und präziseren Formulierungen des auf engeren Raum beschränkten Schweizer Lexikons den Vorzug geben, wie denn gerade hier der ausführlichere Text nicht unbedingt der bessere zu sein braucht. Ein Wunsch: die Schreibung schweizerischer Ortsnamen möge dem heutigen Gebrauch angepaßt werden; Ober-Uzwyl schreibt man Oberuzwil, und Kaiser Albrecht I. ist nicht in «Brügg an der Reusch» ermordet worden, sondern bei Brugg, das bekanntlich an der Aare liegt.¹

IN ITALIENISCHEN ZEITSCHRIFTEN BLÄTTERND

Picasso in Rom Es war notwendig und nützlich, Picasso einmal mit Rom und dessen Genius loci zu konfrontieren, der sich, man sage, was man wolle, auch in der neuzeitlich überprägten Landschaft der Valle Giulia mit aller Realisierungskraft offenbart. Dort hat also Pablo Picasso, eine Art Stalin im Reich der Kunst, ausgestellt, nämlich in den hellen Sälen der aus Jugendstil und Klassizismus zusammenkonstruierten Galleria d'Arte Moderna. Und wie ich das da aufnotiere, bestürzt mich die fragende Erwägung: Sollten nicht am Ende auch diese aus den letzten vierzig Jahren von ihm selber zusammengetragenen Arbeiten des spanischen Parisers eine dauernd zwischen Jugendstil und Klassizismus hin- und herschießende Kettenreaktion sein? Sind das wirklich immer neue Offenbarungen aus den unterschiedlichen Perioden, die man jetzt ehrfürchtiger registriert als diejenigen eines Michelangelo oder Rembrandt oder Dürer, handle es sich bei ihm nun um kubistische, antikische, sexual-surrealistische, realistische und Friedenstäuberich-Anwandlungen oder auch um jene fröhteste und ansprechendste Periode in Blau und Rosa der Seiltänzer und Büglerinnen, die leider in der römischen Ausstellung nicht vertreten ist? Immer gehen die Gegensätze Jugendstil und Klassizismus durcheinander, ohne zu einer eigentlichen Harmonie und ästhetischen oder ethischen Schönheit zu gelangen, was ja unmöglich ist — wenigstens hienieden. Darum haben bei ihm schöne Frauen an den Extremitäten Elephantiasis und geraten in den kubistischen Spielereien Planimetrie und sphärische Trigonometrie durcheinander, während in den meisten seiner plastischen Versuche die Dimensionen überhaupt auseinanderfallen zu chaotischem Gerümpel. Es ist ein merkwürdiges Ringen zwischen Sehnsucht und Abscheu, zwischen Verwunderung und Hohn, zwischen Größe und Leere, zwischen Ergreifen- und Vexierenwollen, überhaupt ein Unternehmen, auf das sich nur ein Mensch einlassen kann, der die hart und inbrünstig errungene Meisterschaft zeitlebens in den Wind schlägt zugunsten einer kosmisch aufgeblähten Willkür. Diesen Wallungen nun ist eine ganze Generation von Künstlern und Kunstliebhabern, wenn man sie so nennen darf, erlegen. Der Avantgardismus schwört auf diesen seinen Ursakralmeister, und ein Ozean

¹ Der Große Brockhaus. Eberhard Brockhaus, Wiesbaden.

problematischer Hervorbringungen von Dada an bis zu den Froebelarbeiten der Abstraktisten zeugt von einer Revolution in der Kunst, der es beinahe gelungen ist, die Kunst ins Vernichtungslager zu schicken. Es ist ja merkwürdig, wie alle diese Avantgardisten in revolutionärem Dauerkoller fortgesetzt offene Türen einrennen und ins Leere boxen, weil es im Grunde nichts mehr niederzureißen gibt und weil sie durch eine Front hindurchgerannt sind, die jene Aufrührer, da ja die Front einer andersartigen, rein geistig-künstlerischen Sphäre angehört, eigentlich gar nie erfaßt haben vor lauter Programmen und Kunstfernheit. Diese Front ist freilich vorläufig fast ganz von der Vergangenheit aufgestellt (wiewohl nicht ausschließlich!). Es gehört heute sehr viel mehr Mut dazu, konservativ, nämlich rückbesinnlich zu sein und vor den Schreihälsen und Terroristen des Scheingeistes das Odium auf sich zu nehmen, als verteidige man Akademismus, falsche Romantik und Kitsch, weil man auf die nährenden Kräfte einer kontinuierlichen Tradition — was wäre selbst ein Picasso ohne dieselben? — nicht verzichten will und darf. Es ist genau wie mit dem Eisernen Vorhang: die hüben und drüben sind so sehr voneinander geschieden, daß keine Verständigung mehr möglich scheint und daß, da beide doch eine Einheit bilden, sie mit furchtbaren Zirkulationsstörungen zu kämpfen haben, die an den Lebensnerv gehen. Die Menschheit und ihre Kunst scheinen am Boden zu liegen. Es gab ja auch nie eine des Namens würdige Menschheit, die ohne Kunst zu leben vermochte. Hegels Prophezeiung vom bevorstehenden Ende der Kunst scheint in Erfüllung gegangen zu sein. Begreiflicherweise haben, abgesehen vom römischen und außerrömischen Blätterwald, die kulturell bemühten Zeitschriften das Ereignis dieser Ausstellung aufgegriffen, um sich kritisch mit ihm auseinanderzusetzen, wofern sie derartiges überhaupt wagten; denn die Kunstsachverständigen sind, wenn nicht für diese Art Bekenntniskunst und Willkürkunst gewonnen, doch durch die (von links her tönenden) Propagandatuben derart eingeschüchtert, daß ihnen ein unumwundenes Wort kaum mehr möglich wird. Vollends sind so radikale Zeitschriften wie «Realismo», dessen Sondernummer (9—10) sich sogar Herrn Ilja Ehrenburg aus Moskau verschreibt, ein einziger Panegyrikos auf Picasso, und man wird dort nicht müde, die Notwendigkeit einer «nichtformalistischen» Kritik an Picasso zu betonen, etwa unter Berufung auf den spanischen Dichter Lorca, der gesungen hat: «Nicht Traum ist Leben: lebend Fleisch.» Da wäre nun zu sagen, daß auch das Leben, wenn nicht geformt (also insgleichen mit Recht der «formalistischen» Kritik auszusetzen), das Menschenleben nämlich, überhaupt nichts ist. Gerade wenn man überzeugt ist, daß der Künstler und der Mensch, der Wirker und sein Werk, eine unzersplitterbare Einheit bilden, dann handelt es sich bei jeglicher Beurteilung immer wieder um die Form. Denn alle Einheit will Form und kann nur durch die Signatur der Form erkannt werden. Und da muß auch gesagt werden, daß die scheinbar groß angelegte Form Picassos neben der festen und klaren Form der vielleicht nicht ewigen, aber doch sehr dauerhaften Stadt Rom nicht jene Konsistenz bewahrt, die so viele große Künstlernaturen der Form und den Formen Roms mitgeteilt haben, eine lange währende und sich bewährende Konsistenz, die geistig den explosiven Formen des vielgepriesenen Spaniers um Himalaja-Höhen überlegen ist. Explosionsformen, etwa von Atombomben, die nicht umsonst nach dem Krepieren zu der gedunsenen und schwammigen Pilzform neigen, sind kurzlebig und zerstörerisch. Nein, Picasso hält sich nicht neben Rom. Und wenn sein Einfluß das zerstören hilft, was Rom gelebt und geleistet hat, was haben wir dann gewonnen? Eine neue Freiheit? Ein neues Gefühl? Ich zweifle.

Gedanke und Andenken der Maria Montessori

Die Einladung des römischen Bürgermeisters zu einer Gedächtnisfeier für die große Erzieherin am 6. Mai in der würdevollen Sala della Protomoteca des Kapitols sollte wohl beweisen, daß die Montessori nicht vergessen werden darf. Die Zuhörer, meistens Lehrerinnen und — in der Minderzahl — Lehrer, die fast durchwegs lebendig und unoberlehrerhaft wirkten, waren erfreulicher als die ermüdenden Reden ohne sonderliche Einfälle und zündende Erkenntnisse. Ich weiß nicht, ob derartige Feiern das Andenken eines großen abgeschiedenen Mitmenschen zu fördern geeignet sind. Es ist auch nicht klar, ob die Saat der Montessori, besonders in ihrem Heimatland Italien, schon aufgegangen ist. Ihr Gedankengut war im Grunde nicht neu, zumal für ein Land wie die Schweiz, das Land der Demokratie und der großen Erzieher und Seelenärzte par excellence, aber jene vorzügliche Frau, die am 6. Mai 1952 in Holland bald zweundachtzigjährig auf die andere Seite gegangen ist, verstand es, ihre pädagogischen Erkenntnisse zu aktivieren. Sie wollte Erziehung zur Selbsterziehung. Der Erzieher muß zunächst bei sich selber anfangen. Dadurch, daß er sich geistig so frei machte, bis er zum helfenden Lenker, nicht zum unterdrückenden Despoten heranreifte. Es gilt, die Kinder zu inwendig freien Menschen zu machen, Freiheit und Autorität ins richtige und ethisch saubere Gleichgewicht zu bringen. Echt geistige Autorität hilft dem Schwächeren, unterdrückt ihn nicht. Heft 6 der ansprechenden pädagogischen Zeitschrift «Scuola e vita» widmet sich zu einem guten Teil dem Werk der Montessori, die es gerade in Italien schwer hatte, weil der Faschismus die schönen Anfänge dieses Werks im Juni 1936 amtlich unterdrückt hat. Erst im März 1947 durfte es wieder auferstehen, nachdem die unermüdliche Sendbotin der Menschlichkeit, die sich aus der anfänglichen Medizinerin zur Menschheitserzieherin entwickelte, auf der ganzen Erde für ihren Gedanken geworben hatte (mit besonderem Erfolg in Indien, wo sie während des Krieges interniert war, und in Holland). Die pädagogischen Gedanken und Verwirklichungen der Montessori beziehen sich zunächst auf das Kind im zartesten Alter, wo die stützende und helfende Autorität des Erziehers lenkend und auch verbietend, aber nie gewaltsam und erniedrigend eingreift, um die noch unentschiedene Schwäche des Betreuten in der Ordnung als dem Grunde wirklicher Freiheit einzuüben. Die Autorität regt zu Klarheit und sinnvoller Tätigkeit an. Wo sie eingreift, geschieht es nur gleichsam im Sinne sokratischen Daimonions, nämlich knapp und deutlich das Sinnlose und Unordentliche widerratend und verhindernd. Die Montessori entwickelte ihr Denken nicht aus ästhetischen und philosophischen Ueberlegungen, die sie immer gleichsam als heidnisch empfunden hat, sondern aus christlich-religiösem Empfinden. Sie betonte, daß Leben zu retten und zu erhalten wichtiger sei, als Musik zu hören und Entdeckungen zu machen. Vielleicht scheinen ihre Ideen sich in der Nähe von Tolstoi zu bewegen, aber sie war viel zu sehr der schöpferischen Ordnung zugeneigt, um zu der etwas rührseligen Anarchie der Tolstoiischen Schulbemühungen ja sagen zu können, und dachte nicht im mindesten daran, das Kind einfach planlos gewähren zu lassen. Schulen nach ihrem System soll es gegenwärtig in Italien 57 geben. Es muß aber, nicht ohne Betrübnis, vermerkt werden, daß ihr Geist bisher nicht im mindesten auf die italienischen Mittel- und Hochschulen eingewirkt hat. Besonders in den Mittelschulen ist kaum etwas anderes zu gewahren als unfrohe und quälende Büffelei unter einem unaufhörlich examinierenden und tadelnden, schlechte Noten austeilenden Schulmeisterregime, das dem Leben fast völlig entrückt ist. Eine ungeheure Stoffmasse wird in sieben Monaten eingepaukt, die dann in den fünf Monaten währenden Sommer-

ferien wieder großenteils vergessen geht. An der Universität, die ohnehin in der ganzen Welt nicht so sehr einer umfassenden Menschenbildung dient, als sie ein zusammenhangloses Konglomerat von Fachschulen ist, steht es kaum anders. Auf diese Art bleibt wenig Aussicht, daß das in den Schulen verabreichte Bildungsgut zur Entwicklung geistiger und humaner Kräfte zweckdienlich ist. Schulfächer sollten doch nicht deswegen gelehrt werden, daß sie zu Angstneurosen und Schreckgespenstern oder Gegenständen des Widerwillens und Spottes werden. Und die mordenden und selbstmordenden Schüler sind ein trübes Kapitel, bei dem nicht die Symptome, sondern die Ursachen zu kurieren sind.

Religiöser Kitsch Die Frage der religiösen, insbesondere der christkatholischen Kunst unserer Tage ist ebenfalls etwas, wo das Salbenschmieren und Schneiden und Brennen an den kranken Stellen gar nichts hilft, wenn man nicht den Ursachen auf den Leib rückt. Die mit jedem Heft besser werdende Zeitschrift «sele ARTE» (5) kommt auf die Frage mehrmals mittelbar oder unmittelbar zu sprechen. Es steht beinahe so, daß man, in vereinfachendem und vergröberndem Schwarz-Weiß sich ausdrückend, sagen könnte: Entweder bevölkert der den schlchten Gemütern sehr erbaulich dünkende sentimentale Kitsch die Kirchen, oder es werden die ständig problematischer und dem «Mann aus dem Volke» unverständlicher werdenden Werke ins Bethaus eingelassen, bei denen zudem die hohe Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie von Künstlern stammen, die im strengen Sinn nicht gläubig sind. Es ist eigentlich genug, daß ein sehr vorurteilsfreier französischer Dominikaner (P. Couturier) erklärt hat, daß bei dem heutigen so dekadenten Zustande der christlichen Kunst es, um aus dem Verfallszustand herauszukommen, immer noch besser sei, Genies ohne Glauben, als Gläubige ohne Talent zu beschäftigen. Man sollte übrigens nicht vergessen, daß die sogenannte moderne Kunst der Talentlosigkeit, dem Schwindel und dem avantgardistisch verkleideten Kitsch bessere Unterschlupfe gewährt als sämtliche Gartenlauben der Welt. In den neueren Kirchen Roms macht sich der Kitsch in peinlichster Weise breit, aber nicht bloß der öldruckmäßige und gipserne Kitsch von rechts, sondern auch der nach irgendeiner neueren Kunstmode fabrizierte Kitsch von links. Das Santo Uffizio, also die uralte Heilige Inquisition, hat unlängst ein Donnerwort gesprochen, nicht eigentlich gegen den Kitsch, aber gegen alles neuere Kunstgut der Kirchen, das geeignet sein könnte, die Gefühle der Gläubigen zu verletzen, oder ihm unbegreiflich ist. Das sind freilich sehr dehbare Begriffe. Da die genannte Zeitschrift auch Protokollteile aus einer Vernehmung (vom 28. Juli 1573) des Malers Paolo Veronese vor dem kirchlichen Tribunal in Venedig zur Kenntnis bringt, können wir ganz deutlich sehen, daß es der Inquisition nicht auf die Kunst, sondern auf den Inhalt ankam. Veronese wurde gemäßregelt und bestraft (ziemlich mild), weil er auf einer Abendmahlsdarstellung allerlei zu profane Zutaten gewagt hatte. Er zog sich dann durch die mit Rom nicht besonders gut stehende Serenissima aus der Affäre, ohne der Entscheidung des Santo Uffizio ernstlich nachzukommen. Die Gefahr eines Abgleitens der Kunst ist immer gegeben, wenn politischer oder religiös-politischer Druck vorliegt. Die offizielle Sowjetkunst, von der «sele ARTE» ebenfalls Proben bietet, spricht da eine weit deutlichere Sprache, als aller religiöse Kitsch der in künstlerischen Dingen doch fast immer großzügig gebliebenen Kirche. Wenn es hinsichtlich der Dinge jenseits des Eisernen Vorhangs überhaupt etwas zum Lachen gibt, so ist es die Staatskunst und der «soziale Realismus» der Volksdemokratien. Hat man die Wahl, dann zieht man diesen gräßlichen Glorifizierungen der Machthaber

vielleicht doch noch eine nach rechts oder links hin mißratene Madonnen-darstellung vor, weil zumindest deren symbolischer Gehalt den Menschen weiter hilft als die Verherrlichung mehr als fragwürdiger Menschengestalten. Es fragt sich nur, ob die geistige Grundsituation von Religionsgemeinschaften unschuldig daran ist, wenn die Darstellung ihrer Symbole und Kultgegen-stände nach der einen oder anderen Seite hin entscheidend mißrät. Gewiß gab es in altchristlicher, byzantinischer und mittelalterlicher Zeit, genau wie heute, mehr schwache als starke Kunst, aber es gab keinen Kitsch. Der tritt, wie mir scheint, erst in den goldenen Zeiten der Renaissance sachte auf den Plan, entwickelt sich im Barock kräftig, um dann im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert zu einer Art Weltmacht zu erstarken, deren Zugriff sich keine noch so starke Organisation auf dem Globus zu entziehen vermag, am wenigsten die Avantgardisten der Kunst.

Die schönsten Seiten Sie wurden, um es sogleich zu sagen, von Hofmannsthals im Jahr 1927 geschrieben und jetzt, sehr verdienstlicherweise, in der Zeitschrift «Paragone» (40)

durch den bekannten Uebersetzer Leone Traverso dem italienischen Leser vorgelegt. Vielleicht ist es denkbar, daß durch einen solchen Aufsatz, der von draußen kommt und in einem dem Italiener zwar verwandten, aber doch nicht ganz gewohnten Geiste verfaßt ist, Manzonis Hauptwerk «I promessi sposi» in der italienischen Erinnerung wieder zur ursprünglichen Frische erwache, die durch den Meltau der Schulpaukerei der Jugend jahraus, jahrein verdorben wird. Hofmannsthal hat von diesem Roman (der nie genug gepriesen werden kann) gesagt, er repräsentiere «jenes eigentliche Italien, das unter der jeweiligen Ausdrucksschicht vermöge der wunderbaren elastischen Festigkeit einer sehr alten, glücklich gemischten Rasse immer gleichmäßig fortbesteht». Keiner außer dem edelsten der österreichischen Dichter, dem alles an Diskretion lag, konnte Manzoni so gerecht werden, der das Wunder zustande gebracht hat, den zugleich besten und diskretesten historischen Roman der Weltliteratur zu schreiben, an dem Goethe und Hofmannsthal nur eines zu rügen finden, daß der Chronist einige Male den Dichter vergesse. Ob dieses Urteil ganz zu recht besteht, möchte man dahingestellt sein lassen. Genug, daß Hofmannsthals Aufsatz so schön und so reich geraten ist, dabei dem italienischen Wesen so nahe, wie eben das Meisterwerk Manzonis selber, das ganz gewiß zum Schulbildungsgut der italienischen — und nicht nur der italienischen — Jugend gehören muß, aber von durchgeisteten Lehrern ihr nahegebracht. Traverso hat den Essay vorzüglich übersetzt und beinahe etwas vom goldweißen Schimmer des Originals ins Italienische hinübergetettet.

Ein lebender Klassiker Es ergeht einem seltsam mit der zweifellos höchst bedeutenden Schriftstellerei von Riccardo Bacchelli. Vielleicht vermag keiner

neben ihm in Italien einen Roman oder eine Novelle so geschickt und reich, so vollendet in der Diktion fortzuspinnen wie er. Ich könnte mir denken, daß ein nach dem Krieg recht bekannt gewordener deutscher Romancier viel bei ihm gelernt hat, als ihn die Not des Exils zwang, sich in einem süditalienischen Nest mit der Uebersetzung von Bacchellis Roman «Il mulino del Po» abzuquälen. Bacchelli scheint unerschöpflich in der Erfindung von Figuren, Landschaften und Situationen, die er alle meistens in geschichtliche Hintergründe hineinzubauen versteht, ohne daß er je der Versuchung zum Oeldruck erliegt. Bleibt er doch stets erdnah und solid, so daß man beinahe die Meisterschaft eines Manzoni bei ihm zu spüren vermeint. Dann aber doch nicht. Es fehlt der eigentliche Schwung. Es ist eine klassizistische, fast gesuchte und manieristische Kühle um ihn herum, etwas, das aller italieni-

schen Kunst immer wieder auflauert und das man bolognesisch nennen könnte, eine Art verstohlene Verzweiflung über die eigene Meisterschaft. In seinem «Rabdomante» hat er das vielfältige, verschmitzte, dabei unendlich öde Lebensgewusel eines italienischen Provinzstädtchens mit unheimlicher Präzision, dabei ungemein geistreich und humorig hervorgeholt. Und da fällt einem ein, daß auch ein Deutscher in den Wirbel einer mit heißem Kopf und kühlem Herzen entfalteten Geschicklichkeit gezogen worden ist: Heinrich Mann. Auch der hat die kleine italienische Stadt aufgedroselt, analysiert in tausend schlagenden Beobachtungen, greifbar sinnennah, vergnügt und traurig zugleich, das Ganze ein Mosaik, das doch immer wieder in seine Steinchen auseinanderzufallen droht, weil der letzte Schwung, der letzte Glaube, die letzte vom Geist eingegebene Zusammensicht sich nicht einstellen wollen. An diese Dinge tastet Renzo Frattarolo in «Idea» (V, 12) heran, während er eine zweibändige, unlängst herausgekommene Sammlung der Bacchellischen Novellen bespricht. Er empfindet Bacchelli als vorromantisch, als eine höchst humane Mischung aus Diderot und Leopardi, voller Begeisterung für Wort, Form und Stil, zudem voller Musik und Humor. Was fehlt nur dieser Vollendung? Vielleicht, daß sie gar zu sehr vollendet ist, wie eben die heute doch mit einigem Unrecht so berüchtigt gewordenen Bolognesen, die schließlich einem wohl nicht als amusisch zu bezeichnenden Goethe oder Stendhal immerhin gewaltig imponiert haben?

Rolf Schott

Zum italienischen Wahlgesetz «In italienischen Zeitschriften blätternd» hat Rolf Schott einige Bemerkungen zum neuen italienischen Wahlgesetz im letzten Heft veröffentlicht, die mir Anregung zu nachstehenden Ueberlegungen geben.

Vor allem drängt sich folgende Frage auf: Ist der Umstand, daß den Verfassern des neuen Wahlgesetzes offenbar schon heute nicht mehr wohl zu Mut ist, nicht bereits ein Symptom dafür, wie sehr auch die Demokratie in Gefahr ist, sich im Dogmatischen zu verfangen? Die Demokratie soll doch Mittel zum Zweck sein und bleiben, sie darf nicht Selbstzweck werden. Nicht Verhältnis-Wahl, nicht Mehrheits-Wahl sind integrierende Bestandteile einer demokratischen Verfassung. Nur das gleiche — und nicht direkte, nicht geheime und auch nicht allgemeine — Wahlrecht ist eines jener Grundrechte, ohne die eine Demokratie nicht mehr zu denken wäre. In England wird nach dem Grundsatz der Mehrheits-Wahl gewählt, in Amerika zahlreiche Behörden und der Präsident durch Wahlmänner berufen, in verschiedenen schweizerischen Kantonen erfolgen die Wahlen in offener Abstimmung durch Handmehr, die Eidgenossenschaft selbst kennt kein Frauenstimmrecht — und doch besteht keine Diskussion darüber, daß diese Staaten Demokratien sind! Was aber hat Italien gemacht? Es hat im Rahmen seiner so jungen demokratischen Verfassung die Verhältnis-Wahl auf die Wirkungen einer Mehrheits-Wahl umgestellt. Man kann in guten Treuen über die beiden Wahlsysteme in ihrer ethischen Wertung verschiedener Meinung sein. Ohne ins Formalistische abzugleiten, läßt sich keine allgemein gültige Entscheidung treffen. Jedenfalls aber bietet die Mehrheits-Wahl gerade in jenen Staaten eine zusätzliche Sicherheit der Demokratie, in denen Minderheiten in Ausübung demokratischer Rechte, jedoch unter Mißachtung der demokratischen Pflichten Obstruktion treiben, damit aber eine gedeihliche Führung der Staatsgeschäfte unmöglich zu machen versuchen. Es scheinen daher Bedenken gegen das neue Wahlgesetz in Italien wenig angebracht. Die Demokratie muß sich vielmehr wehren können und darf nicht im Dickicht der Dogmatik ersticken, im Kampfe mit den staatsgefährlichen Elementen wäre ihr Untergang gewiß!

Auch dem Grundsatz «exempla trahunt» sowohl positiv als auch negativ gültig, kann die Demokratie nicht Allgemeinverbindlichkeit verleihen. Ange- sichts der heutigen Lage in Italien ist ein «videant consules» verfrüht. Erst wenn die maßgebenden Staatsmänner nach Wahlen auf Grund des «neuen» Gesetzes nicht die notwendige «Entschlußkraft» aufbringen, sind Diskussionen über die gezogenen Schlußfolgerungen angebracht. *Helmut M. Merlin*

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Coronation Radio und Television haben am 2. Juni Millionen Menschenherzen ein Erlebnis gewährt, das einer der großen Sprachmeister unserer Zeit, Churchill, im Vorspruch zur Ansprache der Königin, einen Tag nannte, den erlebt zu haben, die Alten froh macht und die Jungen mit lebenslanger Erinnerung erfüllt. Daß die Salbung von Lilibeth zur Zweiten Elisabeth diese Weltwirkung hatte, verdankt sie in erster Linie dem *Kontrast* zu dem Abscheulichen und Hassenswerten, das die letzten Jahrzehnte aus dem *Großstaat* gemacht haben. Daß dieser Mörder und Schinder, dieser Blutsauger und Quäler, dieser Sadist und dieser Töpel auch solche Züge tragen könnte — wer hätte das noch denken, glauben, hoffen können? Er, an dem nichts Menschliches mehr kenntlich ist, enthüllte sich unerwartet als der letzte oder vorletzte Unendlichkeitspunkt, der noch in unserer Sphäre kreist, wie der letzte Splitter eines geborstenen Sternes, gefangen in der Rotation des Planeten. Und wie zum Beweis, daß hier ein Letztes am Rande unseres Daseins fortwährt, kaum noch uns gehörig, konnte man selbst am Radio genau den haardünnen Strich spüren, mit dessen Ueberschreitung eine erhabene Feier in die Gefahrenzone des Zirkus geriet, oder politische Zwecke verriet.

Was die Krönung aber in ihrem eigenen Bereich bedeutet, haben Millionen gefühlt, auch wenn sie es nicht ausdrücken können. Symbolische Akte, die den Menschen an Gott binden und eine göttliche Funktion an eine unpersönliche Personalität delegieren, ziehen in den Bann der Ewigkeit hinein. Insignien, Gesten, Worte, die Jahrtausende alt sind, weisen auf eine weit ältere, unkenntliche Vergangenheit zurück. Die Ratio des Daseins ist aufgehoben, und ein Echo des Echos, das mythische Aeonen hinterlassen haben, dringt erweckend in die Alltäglichkeit ein. Die Zeit wird aufgehoben, Allgegenwart erweist sich als kein leerer Wahn. Daß eine Kontinuität in der Geschichte der Götter und Menschen waltet, wird offenbart; denn was seit Jahrzehntausenden da war und uns noch immer ergreift — wie sollte es in absehbarer Zeit verschwinden können?

Die Riten der Krönung sind byzantinischen Ursprungs. Im 5. Jahrhundert nach dem Sturze *Byzanzs* — die Zeitschriftenliteratur zu diesem Thema soll nächstens besprochen werden — lebt unsere Zeit noch immer aus den Symbolen, die Ostrom hinterlassen hat und hinter denen die religiösen Traditionen Asiens sichtbar werden. *Canon Charles Smyth* widerlegt die Auffassung von König George III., daß sich die britische Krönung in einen weltlichen und einen religiösen Akt teilen lasse, in *The Listener* (1265). Der Erzbischof von Canterbury und nicht der Prime Minister oder der Lord Chancellor übergeben dem Volk den Monarchen als Gesalbten. Die Gekrönte weiht nicht sich allein, sondern auch ihre Völker und Reiche Gott. Die englische Krönung wurde christlich, als der Heilige Dunstan, Erzbischof von Canterbury, für die Krönung Edgars 973, also vor tausend weniger zwanzig Jahren, den Ritus schuf, dessen Ohrenzeugen wir am 2. Juni waren. Und wie alles Englische der Geistesgeschichte des Kontinents entstammt, so auch der Krönungsritus. Dun-

stan hatte ihn dem west-, oströmischen und fränkischen Brauch entlehnt. Darauf waren wir Zeugen einer Zeremonie, die schon in Rom und Byzanz, in St-Denis, Reims und Aachen begangen wurde. Die Oelung selbst ist alttestamentarisch. Und zu den Worten, mit denen im Ersten Buche der Könige Zadok und Nathan den König Salomon ölen, erklang die Hymne zur Krönung von Elisabeth. Die Vergöttlichung des Königs gehört dagegen älteren Zeiten an. Der Pluralis Majestatis ist ein Ueberbleibsel der Einthronung Gottes in seinen Gesalbten. Dieses «Wir» drückt real das Ineinander des göttlichen Du mit dem menschlichen Ich aus. Weil zwei Personen im König wohnen, spricht er von sich in der Mehrzahl; er meint: Meine Majestät, das heißt das in mir wohnende Göttliche und Ich. Der König wird persona mixta, Teil der Ecclesia, eine Auffassung, die in der Hochkirche keinen Halt mehr findet. Wie jegliche sakramentale Handlung macht auch die Oelung den Empfänger zu einem Gottgeweihten, nicht zu einem Numinosen.

In der Protestantisierung Englands war die Stärkung des laizistischen und die Verdrängung des sakralen Elementes unvermeidlich, und da in England alles schon dagewesen sein muß, um anerkannt, um geduldet zu werden, haben auch die trostlosen Vernünftler des Liberalismus und des pseudoradikalen Sozialismus mit ihrem Schrei nach einem mittelständischen Königtum nordischen Vorbilds mit Regenschirm, Velo und Tennisracket statt Weltauszepter und Staatskarosse, historische Vorläufer. Zum Don Quichotte gehört immer ein Sancho Pansa. Schon vor der Krönung Viktorias bemerkte, wie ich im zitierten *Listener*-Beitrag lese, die *Times*, 1838, daß die Salbung ein mehr durch Altertümlichkeit als Takt empfohlener Teil der Krönung sei; und schon 1831, bei der Krönung Williams IV. und der Königin Adelaide, hatte das künftige Blatt der Bischöfe, hochjakobinisch geschrieben: «Was kann sich ekelhafter aus den schlimmsten Abfällen der Papisterei und des Feudalismus zusammensetzen als die wahrhaft erstaunlich vielen Pfuschereien, die uns im Laufe der gestrigen Krönung dargeboten wurden? Was für Geschichten mit Tüchern, Goldbarren, Sporen, Schwertern und Oel zur Salbung — Beschmierung — ihrer hoch-heiligen Majestäten und dem An- und Ausziehen von Mänteln und dem ganzen übrigen Theater.» *Die Österreichische Furche* (23), die in eine Leitartikel *Christliche Monarchie* von Roland Hill diese Reminiszenz aus den Revoluzzerjahren des britischen Bürgertums zitiert, darf mit Recht unter Berufung auf Christopher Dawsons Krönungsbeitrag in *The Month* den Krönungsritus der Hochkirche als katholisches Erbe in Anspruch nehmen. Die Paradoxie, daß ein «völlig katholischer Ritus von einem nichtkatholischen Lande in einer säkularisierten Kultur aufrechterhalten wird», führte, nach Dawson, zu einer solchen Stärkung der Tradition, daß sich die Krone Englands noch heute dem Kreuz unterwirft, der Macht und dem Reiche Christi.

Die weit größere Paradoxie einer Synthese katholischen und asiatischen Glaubensgutes in einer fernen, aber nicht mehr unabsehbaren Zeit, hat schon vor Jahren ein deutscher Katholik vorausgesehen. In der sehr reichhaltigen Krönungsnummer von *Twentieth Century* (916) lese ich, daß man in England angesichts der zentralen Stellung der Krone und der zunehmenden Glaubensunlust der Massen schon von einem neuen *Shintoismus* spricht. Bücher, Artikel, Illustrierte, die die königliche Familie behandeln, gehören zur täglichen Lektüre der Massen. Die Königin habe nicht durch die Kirche, sondern die Kirche durch die Königin gewonnen; wie Napoléon könnte sie sich selber die Krone aufsetzen. Ich glaube, solche Uebersitzungen standen schon auf der Kehrseite der beiden zitierten *Times*-Artikel von 1831 und 1838. Richtig ist aber, daß die Krone heute dem Engländer ein mächtigeres Symbol bedeutet

als die Kirche; wäre sie es aber auch ohne die Kirche, ohne diese Zeremonie, die das Herz der Welt bewegte? Gibt die Krone, weil sie die Macht des Symbolischen benötigt, der Kirche nicht die höhere Funktion der Oelung, die kein Bürgerkönig akzeptieren kann, die er aber auch nicht braucht. Würde sich das Volk für eine ungekrönte Königin begeistern? Die Entwicklung des bürger-royalistischen Liberalismus und des Sozialismus zur britischen Krone als Institution konsumiert alle irrationalen Bedürfnisse, die seit Jahrzehnten übermächtig werden; daß sie in England in der Krone ein Liebesobjekt vorfinden, das jeder Konkurrenz mit Ersatzgöttern standhält, macht England, seit 1918, wetterfest gegen die bolschewistische und die faschistische Infektion. Wer das Problem der numerischen Demokratie mit substanzialer Vorherrschaft von Eliten studieren will, findet in der britischen Hierarchie der Stände und Werte unersetzbliche Belehrung.

So verstand es England denn auch, der Krone, die nicht mehr regiert, sondern herrscht, eine neue Funktion zu geben, von deren großer Bedeutung wir uns vor 1920 auch noch keine Rechenschaft ablegen konnten. Aufgewachsen bei André Gides «Familles, je vous hais!» war dieser Generation die Rehabilitierung der Familie durch den Bolschewismus ebenso unvorstellbar wie ihre Heiligung durch das englische Königtum. Die Bedeutung der Krone als Sinnbild der Ehe, der privaten, der nationalen, der übernationalen Familie, wird von zwei französischen Krönungsaufsätzen innig verstanden, denn der französische Königsgedanke ist es, der sich im britischen erneuert hat. Die Bourbonen bildeten eine Familie, die dem Volke gehörte. Ich wüßte darüber weniger Bescheid, wenn ich nicht *Marie Antoinette* von *Hilaire Belloc* übersetzt hätte. Das Leben der Familie gehörte der Nation. Mangels Radioreportagen und Television zog das gute Volk von Paris an der offenen Galerie des königlichen Speisesaals vorbei, um selbst zu sehen, wie gegessen, getrunken, geredet wurde. Das Volk bejahte den königlichen Prunk, da ihm selbst dieser Prunk durch seine Inanspruchnahme durch den König und sein Haus gehörte. Es gab viel weniger königliches Privatleben als heute! Bei der Niederkunft von *Marie Antoinette* war das Schlafzimmer vollgestopft mit Zuschauern, die ohne Passierkarten eintraten, wer zuerst kam, sah zuerst, und einige Marktweiber kletterten auf Säulenvorsprünge, um besser den kreißenden Schoß zu beobachten. Ein Royalist wie *Chateaubriand* richtete im Exil an die Bourbonen das Wort, das *Princesse Bibesco* in ihrem Beitrag zur *Revue de Paris* (6) *La Reine et la Nation* zitiert: «Vous n'êtes ni une famille divine, ni une famille privée, vous êtes une famille publique.» In diesem Sinne darf man, nach einem älteren Wort, das ich in *Hommes et Monde* (83) finde, Elisabeth «everybody's queen» nennen. Welche Bedeutung es gerade heute hat, dem Commonwealth eine anima zu geben, machte diese stolze Woche allgemein sichtbar.

Die Familienfunktion verstärkt seit George V. die traditionalistischen Kräfte der britischen Krone und wirkt durch sie jeder Art von Auflösung entgegen, zuerst der Auflösung in nuce, nämlich innerhalb der Familie. Die Funktion der Krone verkannt zu haben, bezahlte Edward VIII. mit seiner Absetzung. Ihrer ideologischen Bedeutung bewußt, bekannte sich Prinzessin Elisabeth 1949 bei einem Empfang englischer Damen zur christlichen Doktrin der unlösaren Ehe und nannte die Familie die Grundlage der Gesellschaft. Daß diese Familiendoktrin zugleich die unlösaren Familienbande des Commonwealth meint, ist mehr als eine Metapher. Die Ansprache wurde in *Relations* (Montreal, November 1949) veröffentlicht, man braucht den Text nur wenig zu ändern, um ihm einen weltpolitischen Sinn zu unterlegen.

Daß die Krone, getragen von der Mystik der Oelung, dem Bedürfnis der Massen, sich auf ein Liebesobjekt zu konzentrieren, dem Commonwealth ein unersetzliches Gleichnis der Gemeinschaftlichkeit liefert, war das politische Erlebnis dieser Festwoche. Wer nach der Huldigung der 52 Parlamente vor der Königin vom zerbröckelnden Empire spricht, ist ein Narr, während er vorher bloß ein Ignorant war. Das Commonwealth wird nicht durch die Königin zusammengehalten, aber weil es zusammenhält, zusammengehalten muß, will es nicht von China, Rußland, Amerika aufgesogen werden, bedarf es der hierarchischen Krönung als sichtbares Symbol, daß diese Gemeinschaft ist, auch wenn es dieses Symbol nicht gäbe. Sehr schön hat die Radioansprache der jungen Königin im besten Churchill-Stil das Symbol der Krönung anerkannt, aber seine substanzielle Bedeutung eingeschränkt. Dieser kurze, im *Listener* (1266) veröffentlichte Text ist ein Meisterstück psychologischer und politischer Werbung. Er verflieht die tausendjährige britische Krontradition mit dem Gedanken, der das Commonwealth zu einer Einheit des Geistes und der Ziele macht. Sie zu deuten, wäre über den Anlaß hinausgegangen. Sie abstrakt zu erwähnen, genügte als Hinweis darauf, daß das Commonwealth eine Mission hat und daß zähe an ihrer Erneuerung, Entfaltung und Verwirklichung gearbeitet wird.

Daß das Commonwealth mit Blut und Feuer und politischer List geschaffen wurde, ist eine Selbstverständlichkeit, die man nur vor blassen Träumern wiederholen muß, die die Engländer für Engel halten und damit ihrer imponierenden politischen Leistung wenig gerecht werden. Daß eine solche Gemeinschaft, ausgebreitet über vier Kontinente und sieben Ozeane, durch die gebietende Macht ökonomischer und ideologischer Interessen zusammengehalten werden kann, auch wenn ihre Verfassung unbestimmter gehalten ist als das Statut einer Zürcher Zunft, können wir Kontinentale uns nun einmal nicht vorstellen. Und doch beweist der entschiedene Wille der britischen Politik zur Commonwealthbildung — von Disraeli über Joe Chamberlain, Lloyd George, Smuts zu Bevin und Churchill —, daß England hier seine Aufgabe, sein Interesse, die Realität seiner Weltmacht besitzt.

Diese Weltmacht bietet ein echtes Gegenbeispiel zur Formel «un et indivisible», und daher ist es mehr als ein Bonmot, daß P. C. Gordon Walker, Staatssekretär für das Commonwealth in der Labourregierung 1950/51, in *Twentieth Century* (916) in einem Artikel zur Krönungsnummer, die Commonwealthprobleme unter dem Titel *Crown divisible* behandelt. Jeder Versuch zur Unifizierung des Commonwealth würde zu seiner Auflösung beitragen. Nur als getrennte Einheiten, bewußt ihrer *interdependency*, konnten die Dominien der Krone verschiedene Titel und Funktionen verleihen, konnte Nehru die Paradoxie dieser Wirklichkeit mit dem Willkommensgruß der indischen Republik «an Ihre Majestät als Haupt des Commonwealth» ausdrücken. Der Gefühlsbeziehung zwischen allen Völkern und Reichen und der Krone ist keine Grenze gesetzt. Walker geht so weit, der Krone einen ganz verschiedenen Sinn selbst in Britisch- und Französisch-Kanada zu geben, wo La Reine und The Queen sich auf verschiedene Assoziationen beziehen. Ob aber allen diesen Varianten nicht die archetypische Verehrung einer jungen Muttergottheit zugrunde liegen wird — das zu beurteilen, steht C. G. Jung zu. In seinem Sinne dürfte man der Zweiten Elisabeth erhebliche bindende Kräfte für das Commonwealth zusprechen. Daß die Königin fortan wesentliche Zeiten des Jahres außerhalb Englands in ihren Ueberseereichen verbringen soll, scheint, nach dem Beitrag Walkers zu schließen, zum Kronprogramm der Labourparty zu gehören.

Daß Großbritannien in der Krone eine Schlüsselstellung im Commonwealth besitzt, steht trotz allen Mystifizierungen außer Frage, wie ja auch die Verfassungslosigkeit des Commonwealth die Vormacht des Mutterlandes gewährleistet; schließlich wird vom Vereinigten Königreich und nicht von den Commonwealthstaaten die Erhebung von Kronkolonien zum Dominion bestimmt, und im wesentlichen wird die Außenpolitik noch immer in London geführt. Daß Churchill zur Bermuda-Konferenz, umgürtet mit allen Glorien der Pin-up-Krönung erscheinen wird, um den enormen Prestigegegewinn Englands zu Realgewinnen umzumünzen, darf man nach Präzedenzfällen erwarten. Die Außenpolitik Europas wird sich vor blindem Vertrauen hüten müssen.

Sir Winston ist der außenpolitische Exponent des Commonwealth und nicht des noch unerschaffenen Vereinigten Eurafrika, das zu verzögern England keine schönen Worte und keine Kombination, auch keine mit Malenkow, scheuen dürfte. *Le Bulletin Fédéraliste* (87) fordert daher eine europäische Politik unter dem Titel *Ni Néo-Locarno, ni Yalta rebouilli!* An die düsteren Etappen des Zwischenkrieges, die damals alle mit Silberstreifen bemalt waren, erinnert Churchills Formel. Andere denken auch daran, daß der Locarno-Vertrag den ersten eisernen Vorhang über Europa niederließ, das heißt, den Kontinent teilte. Und da die betroffenen Nationen wissen, daß Deutschland den Vertrag gebrochen und England ihn nicht gehalten hat, verbreitet diese Anregung keine Beruhigung. Churchill weiß, daß England sich mittels des Locarno-Vertrages als Schiedsrichter zwischen Frankreich und Deutschland kampflos eine unvergleichliche Machtposition schuf, womit die französische Vormacht gebrochen, die deutsche ins Leben gerufen wurde. Aehnliche Absichten dürften der britischen Politik Rußland gegenüber zugrunde liegen. Da sie auf beiden Seiten Ungewißheiten bewirkt, erneuert sie den Mechanismus der Balance of Power sowohl zwischen Amerika und Rußland wie zwischen Frankreich und Deutschland. Ziel dieser Politik ist es, England seine alte Sonderposition zurückzugeben, denn wenn diese vier Mächte Anlaß hätten, dauernd für gut Wetter in London zu sorgen, ohne gewiß zu sein, daß es anhält, würden alle Entscheidungen wieder in London gefällt werden, soweit die Realitäten der Weltwirtschaft das zulassen. Wenn das das V-Zeichen bedeuten sollte, mit dem Churchill am Fenster seines Wagens lachend wie ein Gnom die Zurufe des Prozessionsspaliers erwiderte, so wären wir fern von der Konsolidierung, die man vom Tode Stalins erwartet.

Ein neues Elisabethanisches Zeitalter wird nur innerhalb eines echten Weltgleichgewichts erblühen, zu dem neben einem starken und prosperierenden Commonwealth der britischen und der assoziierten Völker der Krone, der Vereinigte Europäische Kontinent, außerdem Amerika, Rußland, Ostasien gehören. Die Idee, aber auch die fruchtbare Not der *Interdependency* hält die britische Gemeinschaft zusammen und wird die europäische erzwingen. Eine Politik, die diesen immanenten Kräften Rechnung trägt, verbürgt den Frieden und das Glück, das alle Sprecher der Coronation in bewegenden Worten erhofft haben. Verwirklichen wir es in einer neuen Weltordnung, die, wie die Krone und das Commonwealth, «une et divisible» ist.

Diagonal Der große Erfolg der *Nouvelle N.R.F.* hält an. Er wird vom gelesen Reichtum des Gebotenen, dem politischen Malaise im literarischen Frankreich, dem Abwechslungsbedürfnis des Publikums und von der mystischen Erwartung auf irgendein Geschehen getragen. Diese Stimmung drückt Giono in Reisenotizen in Italien im Aprilheft typisch aus: «La politique ne m'intéresse pas, ni la révolte où il faut être nombreux et marcher en foule... j'aime bien faire mes révoltes tout seul. Je suis un gribouille ti-

mide (ein schüchterner Tölpel) qui se cache pour se jeter à l'eau quand il pleut.» Im folgenden Heft ein großes Gedicht von Valéry, der «Brief an den Vater» von Kafka, Paulhans' geistvolle Erklärung des unerklärbaren Kubismus, im Juniheft Texte von Claudel, René Char, eine wichtige Studie von Blanchot über die Erfahrung Mallarmés auf dem Wege vom *Igitur* zur *Hérodiade*. In den Notizen wird der Krieg zwischen den Revuen abgebaut. Die nächsten Hefte bringen die lang erwartete Erotica von Victor Hugo, Tagebücher von Proust, einen Roman von Giono, das Journal von Paul Léautaud, das bisher in der *Table Ronde* erschien und dort wegen seines ungenierten Exhibitionismus einen Proteststurm entfesselte.

Der *Merkur* hat einige sehr gute Hefte veröffentlicht. Zur Zeit läuft dort die neue Erzählung von Thomas Mann, «Die Betrogene». Anschauliche Erinnerungen von Gustav Hillard, früherem Adjutanten des Kronprinzen, an Jahre mit Reinhardt, an Begegnungen mit Hofmannsthal und Borchardt. Studien von Pannwitz über Jung beginnen im Maiheft.

In *Books Abroad* eine Uebersicht über Bücher in sechs Sprachen; drei Hauptartikel des Frühlingsheftes würdigen ein Vierteljahrhundert spanischer Literatur. — In vier Sprachen und Ländern erscheint die von der Ford-Foundation finanzierte Zeitschrift *Perspektiven*, die deutsche Ausgabe bei S. Fischer. Die Idee, jedes Heft von einem anderen Redaktor zusammenstellen zu lassen, erweist sich als eine Bereicherung der Zeitschriftenwelt. Literatur, Kunst, Musik, Wissenschaft der Vereinigten Staaten Europa in Perspektiven vorzustellen, könnte ein Einzelner nicht zustandebringen.

Es ist für uns von großem Wert, die amerikanische Entwicklung kennenzulernen; nur dürfen wir sie nicht isoliert betrachten. Die literarische Beilage der *Zeit* (22) ist der deutsch-französischen Gegenseitigkeit auf literarischem Gebiet gewidmet, und überrascht hebt Christian E. Lewalter im Hauptartikel hervor, wie vieles, was in Deutschland als amerikanisch oder englisch gilt, aus Frankreich kommt, wie man jetzt erst bemerkt. In Deutschland sind Malraux, Claudel, Bernanos, Mauriac, Bloy noch unbekannt — auch Proust —, oder sie werden eben «entdeckt». Die neuen Dichter und Kritiker können größtenteils französische Bücher nur in Uebersetzungen lesen. So weit hat es die Barbarei der Franzosenhetze (1919—1945) gebracht! Wie unvorstellbar es in dieser Beziehung in der Weimarer Republik zuging, könnte die neue Generation aus den Schulerinnerungen erfahren, die der Herausgeber von *Books Abroad*, Ernst Erich Noth, in den *Nouvelles Littéraires* (1338) veröffentlicht. Er war, weil er gern und gut Französisch lernte, Lehrern und Schülern als Landesverräter verdächtig. Der Französischlehrer wurde das Idol der Klasse, als er verkündigte, er unterrichte die Sprache des fremden Unterdrückers zwangswise und mit Widerwillen. Grammatische Lehrsätze wurden aus Beschimpfungen Frankreichs gebildet; gerade das machte, o Ironie!, seinen Französischunterricht populär. «Oui, cela se passait sous la république de Weimar ...» schreibt Noth, und zwar kurz nach Kriegsende. Die Geschichte dieser Zeit ist neu zu schreiben, damit nicht wieder im *Monat* (56, S. 211), noch dazu in einer entschiedenen Kritik an einem neonazistischen Geschichtsbuch, die Behauptung erscheint, daß die französische Oeffentlichkeit nicht bereit gewesen sei, sich mit Deutschland zu verständigen, «Aristide Briand allerdings ein Rufer in der Wüste gewesen ist». Aus dieser horrenden Verdrehung der Wahrheit ging der Nazismus hervor. Seine heutigen Erscheinungen zu bekämpfen ist hoffnungslos, wenn man diese seine wichtigste Voraussetzung kenntnislos akzeptiert. Es gab von Clemenceau bis Daladier nicht einen französischen Außenminister, der nicht die Verständigung mit Deutschland suchte und der nicht von Deutschland zurückgewiesen oder getäuscht wurde. Felix Stössinger

**Diese Seite stand nicht für die
Digitalisierung zur Verfügung**

**Cette page n'a pas été disponible
pour la numérisation**

**Questa pagina non era a
disposizione di digitalizzazione**

**This page was not available for
digitisation**